

Abgedruckt in: Hürther Heimat, Jg. 84 (2005), S. 69-82

Theresia N.

Als Kind nach Polen deportiert: Lebensbericht einer Hürther Sinteza¹

Ich wurde 1932 in Cramberg (Unterlahnkreis) als Theresia M. geboren. Früher sind meine Eltern ja gereist, ich bin deshalb „unter`m Zelt“ geboren, das heißt unterwegs, wo wir gerade waren. Meine Mutter ist eine echte Sinteza. Mein Vater stammt aus Bayern. Er war Schausteller. Als mein Vater meine Mutter kennen gelernt hatte, waren alle in ihrer Familie gegen die Heirat, und deshalb ist mein Vater mit meiner Mutter abgehauen, hat sie entführt. Und gemäß der Tradition kamen sie nach einiger Zeit zurück. Da konnte die Oma nichts mehr sagen, nicht? Ich weiß nicht, ob die Ablehnung meines Vaters damit zu tun hatte, dass er vielleicht kein richtiger, sondern nur ein halber Sinto war. Er und seine Geschwister haben aber unsere Sprache, Romanes, gesprochen. Tja, und nach der „Heirat“ sind meine Eltern dann gereist, und so bin ich in Cramberg an der Lahn geboren. Meine Schwester ist im hessischen Biedenkopf geboren.

Die Familie hatte damals kein festes Winterquartier. Sie schliefen bei Backhäusern, wenn es draußen ganz kalt war. Aber meistens haben sie draußen Feuer gemacht. Die waren immer draußen, Naturkinder... Und sie waren mit alten Wagen unterwegs, das waren sogar noch bunte Wagen. Damals gab es die noch. Heute gibt es die gar nicht mehr. Ich habe noch ein Foto von so einem Wagen, mit dem wir nach dem Krieg auch wieder gereist sind.

Im „Zigeunerlager“ in Köln-Bickendorf

Mein Vater ist mit uns auch nach Bayern gefahren, weil seine ganzen Leute dort in Bayern lebten. Ich weiß nicht mehr wann, ich war ja noch ein Kind, ich erzähl ja nur, was mir meine Mutter und mein Vater erzählt haben. Dann sind wir nach Köln, mittlerweile war ich sechs Jahre alt. Mit sieben kam ich in die Schule, und meine Schwester ging direkt mit. Und dann sind wir in Bickendorf in dem Zigeunerlager gelandet.² Dorthin kamen wir, weil alles schon immer schlimmer wurde unter den Nazis. Zigeuner wurden oft aufgehalten unterwegs, eingesperrt und alles. Meine Eltern haben dann etwas Festes gesucht, damit sie nicht mehr aufgehalten werden. Deshalb sind sie nach Bickendorf gekommen. Wir hatten ja noch unseren Zigeunerwagen. An dem Lagerplatz standen auch Backsteinhäuser, da lebten Juden drin, sechs oder sieben Familien.³ Die kamen vor uns weg. Und als die da weg kamen, hat mein Vater gesagt, dass er dann in so ein Häuschen reingehen könne. Also sind wir dann da eingezogen. Die Zigeuner durften dann ja auch überhaupt nicht mehr

reisen. In das Lager kamen auch immer so Frauen, die konnten unsere Sprache, die haben uns ausgefragt. Die haben uns gemessen und fotografiert, und Fingerabdrücke haben die gemacht. Die haben uns Kindern Geschenke gegeben, die waren so nett zu uns und haben uns ausgefragt, diese Weiber.⁴

Ausschluss aus der Schule

Wir sind dann zwei Jahre in die Schule gegangen. Das war in Köln-Ehrenfeld. Da war ein Fräulein als Lehrerin, ich weiß nicht mehr, wie die hieß. Auf der anderen Seite der Schule an der Venloer Straße war ein Krankenhaus, das Heilig-Geist-Krankenhaus. Alle Kinder aus der Gegend gingen da in die Schule. Dann wurde das ja immer schlimmer, wir durften nachher keine Straßenbahn mehr benutzen, alles Öffentliche war für uns verboten, wir sind da zu Fuß hin gegangen. Und eines Tages, da gehen wir da die Straße lang und die Schaufenster von den Juden waren alle kaputt.⁵ Wir haben aber nicht gesehen, wer das gemacht hatte. Alles kaputt, die Sachen lagen auf der Erde. Wir sind weiter gegangen zur Schule. Da waren die ganzen Schulkinder. Und das Fräulein stand dabei. Wenn die heute noch leben würde, ich ginge dahin! Die stand dabei – und die Kinder haben uns mit Steinen beworfen. Und dann haben sie groß eine Parole auf ein Stück Stoff geschrieben: „Zigeunern und Juden ist die Schule verboten“. Das stand da geschrieben! Das war an demselben Tag, an dem die Geschäfte zerstört wurden. Viele Kinder von Bickendorf sind in diese Schule gegangen, meine Cousinen, meine Cousins, wir waren viele. Und dann haben die uns mit Steinen beworfen. Bei uns war – das vergesse ich nie – eine Nina, die hat einen Stein auf den Kopf gekriegt. Die ist daran gestorben. Wir sind dann voller Panik, voller Angst, nach Hause abgehauen. Der Vater hat damals am Butzweilerhof irgendwie für die Wehrmacht gearbeitet.

Mai 1940: Deportation in das besetzte Polen

Eines Morgens, das war 1940, kamen sie mit großen Lastwagen. Zwei Beamte haben mit meinem Vater gesprochen. Man durfte nur mitnehmen, was man anhatte. Und dann haben sie uns mit den Lastwagen zu einer großen Halle gefahren, das war am Waidmarkt, ich sehe die noch, da haben sie uns reingetan.⁶ Da waren wir drei Tage drinnen. Frauen und Männer und Kinder. Wir mussten uns alle ausziehen. Da waren so lange Bänke aus Holz an Tischen. Und dann mussten wir unsere Kleider in Drahtkörbe legen und wir mussten in so ein Ding, wo sie uns mit Pulver besprüht haben. Dann kamen unsere Kleider wieder zurück. Der eine hat die Kleider des anderen schon wieder angehabt und der andere hat seine Kleider nicht mehr gefunden! Sie gaben uns dann Pappbecher mit Graupensuppe. Drei Tage waren wir da drinnen.

Und dann haben sie uns an den Zug gebracht, in Waggons. Da haben sie uns rein getan. Dann waren wir auch wieder drei oder vier Tage, genau

weiß ich das nicht mehr, mit dem Zug unterwegs. Das waren keine Personenzüge, Viehwaggonen waren das mit Stroh auf der Erde! Ohne Essen, ohne Trinken, ohne alles. Da sind so viele Babys gestorben! Frauen, die in Hoffnung waren, haben ihre Kinder bekommen. Wir wussten ja nicht, wo wir hinkommen. Die haben gesagt, es sei wegen der Bomben ... Sie würden uns – wie nennt man das – evakuieren. Das haben sie uns gesagt, ja. Die haben nicht gesagt: „Ihr kommt ins Lager.“

Im Ghetto Siedlce

Wir sind zuerst nach Warschau gekommen.⁷ Dort waren so und so viel Sinti und so und so viel Juden ... Die konnten uns nirgendwo mehr reinstecken, es war alles voll. Da haben sie uns weiter nach Siedlce gebracht.⁸ Das war ein Ghetto für Juden, wie eine Stadt, mit Geschäften, mit Ärzten, mit allem. Und es war alles mit einem Zaun abgesperrt. Und wir mussten dann dieses machen, dann mussten wir das machen, dann wieder was anderes. Mein Vater musste in einem Außenkommando Strassen bauen, Strassen teeren. Zum Schluss mussten wir Kinder noch Schützengräben ausgraben.

Wir wohnten in Baracken, und wir lebten dort wie die Ameisen! Deswegen habe ich heute noch Angst, wenn ich irgendwo bin, wo alles geschlossen ist, dann kriege ich Panik. Ich kann keinen Aufzug fahren. Aber auch im Bus oder in der Straßenbahn bekomme ich Panik. Weil wir alle so eng eingepfercht waren: Pritschen, Pritschen, Pritschen. Da bist du morgens aufgestanden: Da war einer tot, und da war noch einer tot ... Und da hast du nur noch geguckt, ob er noch ein Stückchen Brot in der Hand hat. Das hat dich nicht mehr interessiert, ob der tot war. Hauptsache, was zu Essen! Im Ghetto gab es einen jüdischen Arzt, der auch die Zigeuner behandelte, dafür musste man ihn mit Essen bezahlen.

Im Ghetto bekam man nur etwas zu essen, wenn man arbeitete. Wenn das Essen ausgeteilt wurde, wurden die Namen aufgerufen, es gab immer lange Schlangen. Ich war damals acht Jahre alt. Und wir Kinder hatten ja Hunger, wir standen immer am Zaun! Die Polen haben uns immer was rüber geschmissen, Brot, Mohrrüben, Holz zum Heizen ... Wir kriegten im Ghetto ja fast nichts zu essen. Wir kriegten ein Viertel Brot, das musste für zwei oder drei Tage ausreichen. Und dann so eine Suppe aus Zuckerrüben. Dafür mussten wir uns anstellen, und wenn man letzte war, war der große Kessel leer, da hat man nichts mehr gekriegt. Für Wasser musste man sich an einem öffentlichen Brunnen anstellen, der nur zu bestimmten Zeiten geöffnet war. Das Leben bestand nur aus Hunger und Angst und Hunger und Angst.

Wir wurden von SS-Leuten bewacht, und es gab auch einfache Soldaten. Wenn wir Kinder am Zaun standen und die Polen schmissen uns was zu essen hinüber, haben die sich manchmal umgedreht. Die einfachen Soldaten, die Posten, die haben gedacht: „Arme Kinder! Haben Hunger.“

Aber die SS ... Die Cousine meiner Mutter und deren Sohn, die haben auch da am Zaun gestanden und Polen haben Brot geworfen – aber ein Posten hat das gesehen und die alle beide erschossen. Ich bin direkt weg gelaufen. Wir haben ja immer nur geguckt, wo man was zu essen kriegte. Nur Hunger, Hunger, Hunger.

Wir lebten da von den Juden etwas getrennt. Diese wohnten in ihren Häusern, und als wir eingewiesen wurden, haben wir zuerst auf einem freien Platz gelebt, bis es dann erste Todesfälle gab und für die Zigeuner Baracken rechts neben dem Eingang gebaut wurden.⁹ Aber wir waren nicht von den Juden durch einen Zaun getrennt. Mein Onkel, der hat, weil kein Platz mehr war, bei einem Juden im Hausflur gelegen, hinter einem Tor. Meine Mutter sagte zu mir: „Geh zu Deinem Onkel, vielleicht hat der einen Schnippel Brot.“ Ich ging da hin. Als ich dahin komme, ist mein Onkel nicht da und seine Frau auch nicht. Aber die SS ist da, bringt eine Frau um, die Mutter, und ein Kind und noch ein Mädchen. Die Bilder seh' ich vor mir, immer! Sie hatte einen langen Pferdeschwanz und klammerte sich an dem SS-Mann fest. Aber der hat die dann gepackt ... Ich konnte nicht mehr laufen, ich war steif. Ich guckte nur so. Das war eine jüdische Familie. Ich konnte nicht mal wegrennen, ich war wie gelähmt. Ich dachte: „Jetzt bist Du auch dran!“ Der hat das Mädchen gepackt, am Pferdeschwanz, und so weg gehalten und: Kopfschuss! Und die Mutter ist dann noch getaumelt, bis sie die Arme über den zwei Kindern hatte. Ja, ich konnte nicht mehr. Ich habe gedacht: „Jetzt bist Du dran!“ Die haben mich aber in Ruhe gelassen, die sind vorbei gegangen. Da habe ich noch eine Zeitlang da gestanden, habe geheult ... Man war so kaputt, abgemagert. Meine Mutter sagte: „Was ist mit Dir?“ Sagte ich: „Soundso ... Onkel ist nicht da ...“ Da meinte meine Mutter: „Vielleicht haben sie den auch schon umgebracht.“ Und da habe ich gesagt: „Ne, ich gehe nicht mehr dahinten in die Ecke.“ Ja, so ging das jeden Tag.

Ein paar Tage später, da haben sie uns schon wieder zusammengesucht, mussten wir von dem großen Ghetto in das kleine Ghetto.¹⁰ Als wir in dem kleinen Ghetto waren, da haben sie die in dem großen Ghetto alle umgebracht! Alle! Die, die sie zum Arbeiten noch gebraucht haben, die haben sie rausgesucht. Und die anderen ... Das vergess' ich nie! Und da war ein alter Mann, der hat sich in einer Toilette versteckt, so eine alte, wie es die früher gab, aus Holz. Dort stand ein großes Fass, da war Farbe drin, und da hat der sich versteckt. Die sind mit einem großen Beil dahin gegangen und haben da drauf geschlagen. Die hatten gesehen, dass der sich versteckt. Die haben dem den Kopf gespalten. Die haben so viele Leute umgebracht! Da lagen sie, da lagen sie, und da. (zeigt) Und dann haben sie uns in das kleine Ghetto gebracht. Hier waren auch Zigeuner und Juden zusammen, aber die meisten hatten sie ja schon ... (umgebracht). Wieder gehungert, wieder Angst gehabt.

Überall lagen Tote, dann mussten wir Kinder die Toten alle aufsammeln, auf diesen Karren. Das waren zwei große Räder und so eine Karre. Und

dann mussten wir die bis zu einer Kiesgrube fahren. Dort waren andere Juden, die sie vergraben haben. Hier guckte noch ein Fuß raus, da guckte noch ein Arm raus ... Und so haben sie uns schikaniert. Das war alles Menschenverachtung, Demütigung!

Nachdem sie die Juden ermordet hatten, hat die SS die Zigeunerbaracken im großen Ghetto zerstört. Die Zigeuner und auch die noch lebenden Juden gingen vom kleinen ins große Ghetto zurück, um Kleider und sonstige Habseligkeiten der Ermordeten zu holen, um dies gegen Essen einzutauschen.

Tja, wir waren dann in dem kleinen Ghetto, mussten Schützengräben ausheben. Ob es kalt war, ob es regnete, wir tief im Wasser wateten ... Wir mussten alles machen. Ich war ungefähr zwölf Jahre alt. Es hat ja noch eine Zeitlang gedauert, bis der Russe uns befreit hat. Und als die merkten, dass der Russe immer näher kam, da haben sie uns immer weiter getrieben ...

Gęsi Borek: Zwangsarbeit in der Glasfabrik

Das war alles in dem kleinen Ghetto. Und dann haben sie uns nach Gęsi Borek geschleppt, wo wir in einer Glasfabrik arbeiten mussten. Lange mussten wir mitten im Winter durch den Schnee laufen. Da sind unterwegs viele umgefallen, als wir ankamen, waren bestimmt schon 20 von uns tot. Wir hatten ja keine vernünftigen Kleider, keine Schuhe, nur alte Säcke um die Füße gebunden. Die Glasfabrik war neben einer Bahn. Mein Vater arbeitete dort auf dem Gleisbau, und wir Kinder mussten in die Fabrik, Scherben und alles aufkehren. Ich habe heute noch Schnittwunden an den Beinen von den Glasscherben, weil ich immer in die Scherben fiel, wenn der Aufseher mich schlug oder umstieß.

Da waren vier Blöcke, zwei Blöcke Juden und zwei Blöcke Zigeuner. Und da wurden wir richtig schikaniert! Hinten gab es auch wieder ein großes Kiesloch. Nicht weit von dort war ein Dorf, in dem Polen lebten; wir brauchten nur über die Bahngleise zu gehen. Dorthin sind wir immer abgehauen, etwas Essen zu holen. Wie viele haben sie erschossen, wenn sie erwischt wurden!

Erst war ein Zaun um das Lager, aber dann kamen viele Partisanen. ... Und über Nacht war der Zaun weg gewesen! Ja, das haben die Partisanen sicher gemacht. Ich habe sie einmal gesehen, als ich im Dunkeln aus dem Fenster guckte – da habe ich Angst gekriegt! (lacht). Da fing ich an zu schreien. Meine Mutter sagte: „Bist doch still! Die helfen uns doch.“ Und die haben dann, über Nacht, den Zaun zerstört. Und auf die Schnelle konnte kein Zaun mehr herungemacht werden.

Wir mussten jeden Morgen zum Appell. „Raus!“ Da standen sie da. Dann haben wir doch Angst gehabt, ne? Jeder musste sich vor seinem Haus

hinstellen. „Raus!“ Wehe, wenn noch einer sich versteckte. Einer hatte sich hinten versteckt, den haben sie direkt abgeknallt. Dann musste man den Namen sagen, vor Angst wussten wir unseren Namen nicht mehr. Juden hatten ja den Stern, und wir hatten eine weiße Armbinde mit dem „Z“. Und dann standen wir da draußen, ob kalt, ob Sommer, und haben gezittert: „Jetzt sind wir dran, jetzt werden wir erschossen, jetzt werden wir erschossen.“ Manche hatten gar keine Angst mehr, manchen war das egal. Ja, da eine halbe Stunde gestanden, dann wieder rein. Vor uns allen haben sie ein paar abgeschossen oder mit dem Gewehrkolben einfach drüber geschlagen, und wieder rein. Und so ging das jeden Tag und jeden Tag. Einer von der SS, Gestapo mit so einem Totenkopf da, kam mit so einem Waschkorb voll Brot und Brötchen, hart, und schmeißt die vor den Kindern in die Luft. Natürlich sind wir Kinder dahin gelaufen, und der schlägt mir den Gewehrkolben da oben drauf. Ich hatte ja den Kopf auseinander gehabt, davon. Ein paar Kinder waren tot, ein paar waren verletzt. Als die weg waren, hat meine Mutter einen jüdischen Arzt geholt. Was hat der machen können? Er hat es nur zusammen gedrückt. Ich sollte später daran operiert werden, aber das hat meine Mutter nicht mehr gemacht. Es kam nur ein Verband drum, und dann ist das irgendwie wieder zusammengewachsen. Bei wechselndem Wetter habe ich immer Kopfschmerzen. Das ging noch eine ganze Zeit lang so, in Gęsi Borek.

Später gab es keine Toiletten mehr, die waren alle kaputt oder verstopft. Die Kinder mußten draußen ihre Notdurft erledigen, die Erwachsenen auch. Dann mußten wir den Kot mit den Händen aufheben. Das war doch eine unglaubliche Demütigung für uns! Der Bruder meines Vaters musste das auch machen, und davon hat er Typhus bekommen. Daran ist er gestorben.

Ein Onkel von mir, ein Bruder meines Vaters, der ist mit sieben Kindern geflohen. Er sagte: „Hier machen Sie uns tot, ist mir egal.“ Er wollte zu den Polen, damit sie was zu essen bekommen. Sie haben ihn geschnappt. Den Kindern und der Mutter haben sie nichts angetan, aber vor deren Augen haben sie so lange auf den Vater eingestochen, bis der tot war. Und die Mutter musste mit den Kindern wieder zurückgehen ins Lager. Das war alles zur Abschreckung! In dem großen Ghetto, das habe ich vergessen, da sind wir auch einmal zu dritt abgehauen, mein Cousin, meine Cousine und ich. Wir gingen auch zu Polen, um etwas zu essen zu bekommen. „Wir sind da in dem Lager drinnen, geben Sie uns was zu essen!“, bettelten wir. Als wir dort lang gingen, hingen dort drei Frauen, aufgehängt an einem Baum. Auch das war zur Abschreckung, damit keiner abhaut.

Mein Vater hat auf der Straße seine letzten Schuhe für ein Brot verkauft. Dann hatte er keine Schuhe mehr und hatte Löcher in den Füßen, Steinchen und alles waren da drin. Dann kam wieder der Lastwagen, der sie zur Arbeit fuhr, und auf den er schnell aufspringen sollte. Aber das ging nicht wegen seiner kaputten Füße. Da haben sie ihm auch den Kopf

aufgeschlagen, und die haben gemeint, er sei tot. Da haben sie zu den Polen gesagt, sie sollten ihn verscharren. Aber die Polen haben ihn versteckt und wieder gesund gepflegt. Und der Verrückte kam wieder zurück! (lacht) Er wollte uns nicht alleine lassen. Und was haben sie gemacht? Sie haben ihn noch für ein paar Tage in einen kleinen Bunker gesteckt.

Ja, das habe ich alles mitgekriegt. Ja. Meine jüngere Schwester Natascha, die ist im ersten Ghetto gestorben. Sie hat Typhus gehabt. Mein ältester Bruder – ich sage immer, es ist ein Wunder, dass der geheiratet hat! Er hat zwar bei den Gas- und Wasserwerken gearbeitet, bis er pensioniert worden ist. Aber: Er war drei Jahre alt, als wir ins Lager deportiert wurden. Und wegen seiner Ängste seit seiner Lagerzeit kann er ja heute noch nicht einmal in ein Geschäft gehen, um sich ein Stück Brot zu kaufen! Meine Cousine haben sie direkt umgebracht. Sie war die Tochter der Schwester meiner Mutter. Die ist nach Treblinka* gekommen. Von Gęsi Borek aus. Wir haben gar nichts mehr von denen gehört. Treblinka war ja nicht weit von Gęsi Borek. Ja, und dann waren immer weniger Posten da. Einen Tag war gar keiner zu sehen, dann waren sie wieder da. Und dann kamen sie mit dem großen Überfallkommando. Und so und so viel Sinti haben sie mitgenommen, die kamen nach Treblinka. Und die Juden haben sie direkt an Ort und Stelle alle erschossen, auch einige Sinti, und dann sind sie wieder gefahren.

Befreiung und Rückkehr nach Köln

Ein paar Tage später kam der Russe, der hat uns dann befreit. Wir waren abgemagert, nur noch Knochen und Fell drüber. Dann sind wir wieder zurück nach Warschau. Die Stadt war ein einziger, riesiger Trümmerhaufen. Uns brachten Russen in ein Krankenhaus, das zur Hälfte zerstört war. Überall lagen Kranke auf der Erde. Dort haben wir uns aber ein bisschen erholt. Viele haben sich satt gegessen und sind nicht mehr aufgestanden. Nicht weil sie zu schwach waren, sondern weil sie das Essen nicht mehr gewöhnt waren.

Wir blieben noch in Warschau im Krankenhaus, Vater und Mutter und wir drei Kinder. Dann sind wir in einen Zug gestiegen. Aber es war ja alles kaputt, da haben wir ein paar Tage gebraucht für zehn Kilometer. Da sagte mein Vater: „Ach was, wir gehen zu Fuß.“ Wir hatten uns ja wieder etwas erholt. Als wir gingen, kamen Russen, die haben uns einen Planwagen besorgt, mit Plane, aber ohne Pferde! Wenn ich einen Cowboy-Film sehe, dann denke ich immer daran. Mein Bruder saß hinten, meine Schwester und ich gingen zu Fuß, Papa und Mama vorne, so sind wir dann zu Fuß gegangen. Als wir bei Küstrin an die Grenze an der Oder kamen, sagte Papa: „Wir gehen nach Frankreich!“ Wir dachten also, wir würden nach Frankreich gehen. Aber er ist wieder nach Bickendorf gegangen (lacht).

An der Grenze wimmelte es von Flüchtlingen, die aus dem polnischen Gebiet abhauen wollten. Die hatten alle Angst vor den Russen. Wir wurden auch in ein Auffanglager gesteckt, mit den anderen Flüchtlingen. Und da haben wir wieder gehungert. Ich ging durch das Lager und fand noch andere Sinti, aber da lagen auch SS- und Gestapoleute, verwundet. Einer lag im Flur, der hatte eine Augenverwundung, der hat immer nur gerufen: „Mama, Mama“. Wir konnten ja kein Wort Deutsch sprechen, nur unsere Sprache (Romanes), Russisch und Polnisch, und Jiddisch. Weil wir die deutsche Sprache im Ghetto nicht sprechen durften, hatten wir Kinder sie verlernt.

Jedenfalls kamen in dem Auffanglager dann drei Russen, Vaschka, Mischka und Joschka, und als die uns sahen, fragten sie: „Was macht ihr hier?“ Ich sagte: „Die haben uns hier rein getan.“ – „Das geht nicht, ihr habt so viel mitgemacht, wie ich auch, ich gehe zur Kommandantur!“ Mich nannten sie immer „Teresa“ und meine Schwester „Katinka“. Dann kam der Chef der Kommandantur und hat uns aus dem Lager geholt, in ein Zimmer gebracht, und da haben wir richtig zu essen bekommen, meine Schwester und ich. Das hatten die uns besorgt.

Als ich die deutschen Soldaten in dem Lager sah, da habe ich mich daran erinnert, wie ich selbst gehungert habe ... und da habe ich denen dann zu essen gegeben und zu trinken. Von den Russen durfte ich mich nicht erwischen lassen, aber ich konnte nicht anders, obwohl ich ja selbst gequält worden bin als Kind. Und einen hat mein Vater in unser Zimmer reingeholt, der kam wie mein Vater aus Bayern, hat ihm zu essen gegeben und ihn rasiert.

Dann sind wir mit dem Handwagen weiter zu Fuß gegangen, von der Oder bis Köln-Bickendorf. Mein Vater hat unterwegs gesungen: „Wenn ich su ahn ming Heimat denke, / Un sin d'r Dom su vür mir ston, / Mööch ich direck op Heim ahn schwenke, / Ich mööch zo Fooß no Kölle jonn.“¹¹ Ja, das hat er unterwegs gesungen. Die Russen haben uns gut betreut, zu essen und so gegeben, mein Vater hat Wodka bekommen, und dann hat er tüchtig Wodka getrunken.

Als wir im Sommer 1945 in Köln-Bickendorf ankamen, war nichts mehr da, alles war kaputt. Ganz Köln war kaputt, es gab keine Wohnung. Wir saßen also da mit unserem kleinen Handwägelchen und hatten kein Obdach. Das Häuschen, in dem wir gewohnt hatten, war kaputt. Unsere Wagen hatten sie nach der Deportation verbrannt. Wir gingen dann nach Köln-Ossendorf, in die Frohnhofstraße, wo eine große Kaserne war. Dort waren erst deutsche Soldaten drin. Nach dem Krieg lebten da verschleppte polnische Zwangsarbeiter, die dort gesammelt wurden.¹² Und dahinter waren ein großer Garten und ein Hof. Wir hielten uns immer in dem Garten auf. Es gab nur ein großes Zimmer, in dem ja immer mehrere Leute leben mussten. Da konnten wir uns nicht aufhalten, und dann hat

mein Vater gesagt: „Geht in die Trümmerhäuser, sucht Bretter oder was, ich bastele euch einen Zigeunerwagen zusammen.“ (lacht)

Wir gingen dann mal zu den Polen, denn wir hatten ja wieder nichts zu essen! Und die hatten genug zu essen. Wir erzählten ihnen, wo wir gewesen waren. Dann haben sie uns Essen gegeben, Kleidung, Schuhe, Bettwäsche – alles! Als sie dann nach Polen zurückgefahren sind, konnten wir in ihre Wohnung ziehen, also in den großen Raum, und mein Vater richtete das ein bisschen her.

Irgendwann hieß es: „Es gibt Haftentschädigung.“ – „Ach“, sagte mein Vater, „ich bin froh, dass ich aus dem Lager weg bin. Ich brauche keine Haftentschädigung.“ – „Doch, warum willst Du das verschenken?“ Dann bekamen wir den Ausweis, und später gaben sie uns ein bisschen Geld, aber das war schon viel später, das war erst so 1954/55, glaube ich, bis sie uns was gegeben haben.¹³ Die meisten haben sich dann beschwätzen lassen und sich große Wagen gekauft, die so um die 6000 bis 7000 Mark kosteten. Aber mein Vater hat gesagt: „Ich kauf keinen.“ Er hat dann von jemandem irgendwie einen kleinen Zigeunerwagen bekommen. Da waren wir glücklich, denn wir konnten wieder reisen!

Wir blieben zunächst in der Kaserne – da waren wir auch gemeldet –, aber im Sommer sind wir gereist. Irgendwann fragte einer: „Ja, Herr ♀, den Sommer über, solange wie Sie rausfahren, kann ich da Ihre Wohnung haben?“ Es gab ja noch mehr, die kein Obdach hatten. Mein Vater sagte: „Ja.“ Aber als wir zurückkamen und unsere zwei Pferde wie üblich in den Stall bringen wollten, da hat der doch tatsächlich gesagt, die Kaserne sei kein Zigeunerlager, das Zigeunerlager sei in Bickendorf, wir hätten da nichts zu suchen! Mein Vater hatte aber seine Miete schön weiter bezahlt! Der Vater sagte dann: „Wir müssen wieder zurück nach Bickendorf. Der hat auf dem Amt angerufen und gesagt, die Kaserne sei kein Zigeunerlager.“ Wir waren ja noch Kinder und hatten ja keine Ahnung, sonst hätten wir uns irgendwie gewehrt. „Ja“, sagte ich, „dann gehen wir eben wieder zurück ins Zigeunerlager.“

Tja, dann sind nach dem Krieg noch weitere Geschwister geboren worden, die wurden dann schulpflichtig, und dann konnte der Vater nicht mehr reisen. Aber meine Geschwister haben was gelernt. Nicht wie wir, die wir im Lager waren. Wir können nicht lesen, und ich kann gerade meinen Namen schreiben, das war es. Mit der Zeit habe ich wenigstens das Rechnen gelernt. Mein Mann ging arbeiten, gab mir immer so und so viel Geld, und wenn ich einkaufen ging, kam ich immer ohne Geld zurück. Weil ich ja nicht rechnen konnte! Das habe ich erst mit den Jahren gelernt.

1959: Umzug nach Hürth

Nach und nach sprach sich herum, dass Bickendorf geräumt werden sollte. Es sollten alle nach Roggendorf und dort in ausrangierten Eisenbahnwaggons untergebracht werden, die direkt auf dem Feld standen.¹⁴ Inzwischen war ich ja schon erwachsen und hatte meinen Mann kennen gelernt, und da habe ich gesagt: „Nach Roggendorf? Schon wieder uns abschieben lassen? Das mache ich nicht mehr mit, da wehre ich mich!“

Ich habe 1957 geheiratet, als mein ältester Sohn geboren wurde. Mein Junge war zwei Jahre alt, als ich nach Hürth gezogen bin. Erst waren wir in einer Baracke, und dann haben sie mir diese Übergangswohnung zugewiesen, bis ich etwas anderes kriegen würde. Mein Mann hat dann alles selber ausgebaut und repariert, und weil wir uns hier frei fühlten, sind wir geblieben. Mein Mann war ein Franzose, er kam aus Elsass-Lothringen. Er war ein Jenischer.¹⁵ Seine Familie wohnte im Hunsrück. Zuerst haben sie in Trier gewohnt, und von da aus hat der Schwiegervater sich dann in einem Dorf ein kleines Häuschen gekauft. Die wollten ja auch immer reisen, und so hat der Schwiegervater sich auch einen Wagen gebaut, mit dem er mal nach Bickendorf fuhr. Und so habe ich meinen Mann kennen gelernt.

In Bickendorf auf dem Platz gab es zwar kleine Häuschen, aber meistens standen da Wagen. Weil der Sinto sich auf so engem Raum nicht wohl fühlt. Er muss seinen Wagen haben, dann ist er frei. Mir ging das anfangs auch nicht anders, als ich hier in die Wohnung gezogen bin. Ich habe gedacht, mir schnürt sich die Kehle zu. Ich wäre auch schon längst hier weggezogen, aber ich habe mir gedacht: Hier ist es hell, hier kann ich raus in den Garten, da kann ich raus auf die Straße, und so bin ich schnell in der Freiheit.

In jeder alten Frau über 80 Jahren sehe ich meinen Feind. Weil doch damals alle Nazis waren. Und mit den Nachbarn war das auch nicht immer einfach. Es gab einen, der ließ meine Kinder nicht auf den Spielplatz gehen: „Haut ab, ihr dreckigen Zigeuner, hier habt ihr nichts zu suchen. Geht dahin, wo ihr hergekommen seid!“ In solchen Momenten sehe ich alles wieder vor mir, was ich als Kind mitgemacht habe. Ich habe ihm dann gesagt: „Meinen Kindern krümmt keiner ein Haar, ich wehre mich, ich stelle mich vor meine Kinder!“ Meine Tochter kam mal und schrie: „Mama, der hat mich geschlagen!“ Ich ging sofort hin und sagte: „Weshalb haben Sie meine Tochter geschlagen? Wenn mein Kind etwas gemacht hat, dann haben Sie zu den Eltern zu kommen. Sie haben nicht das Recht, einfach zu schlagen. Ich bin genug geschlagen und gequält worden. Mein Kind quält keiner!“ – „Halt die Schnauze, dreckiger Zigeuner, ich war bei der SS, ich weiß, wie ich mit den Zigeunern umspringe“, sagte der nur. Ich habe den dann angezeigt, aber der Mann hat Recht bekommen, nicht ich. Er hat behauptet, er kenne unsere Familie schon zwanzig Jahre (was ja nicht stimmte), und die sei kriminell und so weiter. Ich sagte dem Gericht: „Ich war als Kind im Lager, und jetzt

schlägt der meine Tochter!" Ich war wütend. Ich rief: „Du dreckiges Nazischwein!" Das gebe ich zu, das habe ich gesagt. Und ich drohte: „Ich hole meine Leute, und dann machen sie dich einen Kopf kleiner." Hat alles nichts genutzt. Als meine Kinder dann größer waren, wollten mein Mann und meine zwei Jungen zu dem gehen und ihn verprügeln. Und es gab noch einen, der ebenfalls bei der SS war und mich und meine Familie immer beschimpfte.

Überhaupt habe ich mich immer gewehrt. Nach dem Krieg wurden meine Eltern hier in Köln staatenlos gemacht, und meine Geschwister auch.¹⁶ Ich habe dann gefragt: „Warum habt ihr euch das gefallen lassen? Wieso sollen wir staatenlos sein? Wir waren im Ghetto, dort haben sie uns nicht staatenlos gemacht. Und jetzt wollen die uns staatenlos machen?" Als mein Pass abgelaufen war, bin ich auch nach Köln gefahren, um ihn verlängern zu lassen. Ich wusste nicht, dass das Amt in Hermülheim zuständig ist. Ich ging mit meinem Mann hin. Den ältesten Jungen, der damals zwei Jahre alt war, den hatte ich mit, und ich war gerade schwanger mit dem Mädchen. Ich ging in das Büro und der sagte zu mir: „Sie sind eine geborene !? Dann kriegen Sie einen Staatenlosen-Pass." Ich: „Wie bitte, wo sind wir denn hier?" – „Sie müssen zum Ausländeramt!" – „Seit wann bin ich Ausländer? Ich bin Deutsche, auch wenn ich Zigeunerin bin, aber ich habe schon immer die deutsche Staatsangehörigkeit besessen, auch die ganzen Vorfahren sind in Deutschland geboren. Und Sie wollen mich staatenlos machen? Das konnten Sie mit meinen Eltern machen, aber nicht mit mir!" Der hat gemeint, ich sei ein Depp oder was. Es blieb nichts übrig, ich musste dann doch erst mal zum Ausländeramt. Aber die sagten: „Wir haben mit Ihnen nichts zu tun, Sie sind doch keine Ausländerin." Ich ging zurück, mein Mann wartete draußen mit dem Kleinen. Der Beamte hat mich wahnsinnig aufgeregt, er sagte, ich solle den Mund halten. Ich sagte: „Sie können doch nicht mit den Leuten machen, was Sie wollen, nur weil Sie auf Ihrem Sessel da sitzen! Im Dritten Reich habt ihr mit uns gemacht, was ihr wolltet, heute nicht mehr." – „Ja, Sie werden zu einer Staatenlosen erklärt." – „Das bestimmen Sie nicht, geben Sie mir meinen Ausweis zurück!", schrie ich. Aber er wollte mir meinen Ausweis nicht zurückgeben. Da habe ich gedroht, mit dem Tintenfass zu werfen, und mir meinen Ausweis einfach genommen ... (lacht) Ich schrie: „Du vollgefressenes Schwein, du kannst keine zwei Schritte gehen und schickst mich hin und her, obwohl ich in Umständen bin!" Mein Mann hörte das, kam herein und packte ihn am Hals: „Was machst Du mit meiner Frau hier?" Der Mann schrie: „Hilfe, Hilfe!" Ich sagte: „Oh wie! Jetzt holt er die Polizei, die sperren uns ein, lass' uns abhauen." Mein Mann nahm mich an der Hand, das Kind auf den Arm, und ab ging es, die Treppe runter! Und ein paar Tage später bin ich dann hier nach Hermülheim gegangen. Die brauchten nur in Köln-Ehrenfeld am Standesamt anzurufen, wo wir geheiratet hatten. Die haben dort gesagt: „Staatsangehörigkeit deutsch." Und dann habe ich ohne irgendein Problem meinen neuen Ausweis gekriegt.

Meinen Kindern habe ich nie etwas erzählt. Nur meinem Mann und dem Großen habe ich einen Bruchteil meiner Lebensgeschichte erzählt. Wie soll ich ihnen das alles erklären? Ich wollte nicht, dass die Kinder in Mitleidenschaft gezogen werden, die können das nicht verarbeiten. Ehrlich gesagt, ich weiß auch nicht mehr alles. Aber gerade das Schlimmste vergisst man nie. Ich habe heute noch Albträume, dann stehe ich auf und bin total nass geschwitzt. Ich sehe immer wieder, wie sie uns da aus dem Waggon raus getrieben und in das Ghetto gesteckt haben, hinter uns ging das Tor zu, und dann nichts zu essen, Schläge und Hunger und Angst und Demütigung. Wir waren keine Menschen mehr, wir waren für die ein Stück Dreck. Die haben uns da ja rein getan, um uns zu vernichten. Und sie haben nicht gedacht, dass überhaupt irgendwelche von uns wieder lebend zurückkommen.

Anmerkungen

¹ Der Text basiert auf einem Interview, das Manfred Faust (Stadtarchiv Hürth) und Karola Fings (NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln) am 26. Mai 2001 mit Frau N. in Hürth führten. Um Frau N. und ihre Familie vor möglichen Diskriminierungen zu schützen, wurde ihr Nachname anonymisiert. Für die Veröffentlichung wurde der Text von den Interviewern leicht überarbeitet und mit Anmerkungen versehen. Er ist in der vorliegenden Form von Frau N. autorisiert worden.

² Im Sommer 1935 wurde in Köln an der Venloer Str. 888 das erste kommunale Zigeunerlager errichtet, in das alle durch Köln reisenden oder in Köln in Wohnwagen lebenden Zigeuner nach und nach eingewiesen wurden. Vgl. Karola Fings/Frank Sparing: Das Zigeunerlager in Köln 1935 – 1958, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 6 (1991), Heft 3, S. 11-40. S.a. Diess.: „Nur wenige kamen zurück“. Sinti und Roma im Nationalsozialismus. Ausstellungskatalog, Köln 1990.

³ Möglicherweise handelte es sich um Familien, die emigrierten oder wegzogen, oder um jüdische Familien mit polnischer Staatsangehörigkeit, die 1939 in der so genannten „Polenaktion“ an die deutsch-polnische Grenze abgeschoben wurden.

⁴ Frau N. beschreibt hier die Mitarbeiterinnen der Rassenhygienischen Forschungsstelle im Reichsgesundheitsamt, vgl. Michael Zimmermann: Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996, S. 139 ff.

⁵ Frau N. beschreibt hier die Auswirkungen der „Reichskristallnacht“, also jener reichsweiten Pogrome, die in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 stattgefunden haben.

⁶ Vom 16. bis 21. Mai 1940 wurden in der Kölner Messe Sinti und Roma aus Köln und dem Rheinland für die erste große Massendeportation von „Zigeunern“ gesammelt. Im ehemaligen „Volkshaus“ der freien Gewerkschaften an der Severinstraße (nicht weit entfernt vom Waidmarkt) wurden die zur Deportation vorgesehenen Sinti und Roma zwangsweise medizinisch und „rassenbiologisch“ untersucht. Am 21. Mai 1940 wurden rund 1.000 Sinti und Roma von Köln aus in das besetzte Polen deportiert. Vgl. Karola Fings/Frank Sparing: Köln-Deutz-Messe: Die Zigeunerdeportation vom Mai 1940. Ms. Manuskript (Vortrag auf dem Internationalen Symposium „Messelager Köln 1940-1945“ vom 20./21. Mai 1989).

⁷ Die aus Köln deportierte Gruppe wurde in den Distrikt Warschau verschleppt. Zunächst wurden die Sinti und Roma in Platarowo, an der nordöstlichen Grenze zur Sowjetunion, ausgeladen. Dort wurden einige sich selbst überlassen, die meisten hingegen zu Fuß nach Sarnaki am Fluss „Bug“ geführt und in den folgenden Wochen familienweise zu Zwangsarbeiten auf Dörfer verteilt, so Michael Zimmermann 1996 a.a.O. (Anm. 4), S. 178. Vom Vater Martin M. ist ein undatiertes Brief erhalten, in dem er einen früheren Arbeitskollegen um Übersendung seiner Arbeitspapiere nach Warschau, Postlagernd, bittet, da er sonst mit seiner ganzen Familie verhungern müsse, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Best. BR 2034 Nr. 330

⁸ In Siedlce befand sich im Stadtzentrum ein von SS-Leuten bewachtes Ghetto, in dem etwa 15.000 Juden leben mussten; dort wurden im Laufe des Jahres 1941 auch die aus Köln deportierten Sinti und Roma eingewiesen. Ein jüdischer Überlebender hat die Verhältnisse in und um Siedlce, im Ghetto von Siedlce sowie die Liquidierung des Großen Ghettos ausführlich beschrieben: Noah Lasman: Die Straße. Erinnerungen eines jüdischen Zwangsarbeiters an eine „ganz normale Firma“, Münster u.a. 1999. Lasman erwähnt und beschreibt auch „eine Gruppe von zweihundert deutschen Zigeunern“ im Ghetto von Siedlce, ebd., S. 102 f.

⁹ Frau N. meint, die Baracken in dem Buch von Edward Kopówka: Zydzi Siedleccy [Die Juden aus Siedlce], Siedlce 2001, auf Seite 166, Foto 66, rechts neben dem Eingang wieder zu erkennen. An die Eingangssituation auf den Fotos 66 und 68 (S. 166/167) kann sie sich mit Bestimmtheit erinnern.

¹⁰ Am 19. August 1942 wurden fast alle Juden aus Siedlce entweder in Treblinka in den Gaskammern oder im Ghetto ermordet. Die Sinti und Roma wurden in ein rund drei Kilometer außerhalb der Stadt gelegenes „kleines Ghetto“ gebracht, vgl. ebd., S. 178f.

¹¹ Refrain von „Heimweh nach Köln“, einem populären Lied von Willi Ostermann.

¹² Zur DP-Kaserne in Ossendorf vgl. März 1945. Kriegsende in Köln, Ausstellung zum 50. Jahrestag der Besetzung Kölns durch amerikanische Truppen, Historisches Archiv der Stadt Köln 8.3.-28.4.1995, Köln 1995, S. 92-99.

¹³ Erst 1956 wurde eine bundeseinheitliche Entschädigungsgesetzgebung erlassen ("Bundesentschädigungsgesetz"), die mehrfach modifiziert wurde, aber etliche Opfergruppen von einer Entschädigung entweder ganz oder teilweise ausschloss. Sinti und Roma gehören zu den extrem benachteiligten Gruppen, vgl. Arnold Spitta: Entschädigung für Zigeuner? Geschichte eines Vorurteils, in: Ludolf Herbst / Constantin Goschler (Hg.): Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland (= Sondernummer der Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte), München 1989, S. 385-401.

¹⁴ Seit Anfang der 1950er Jahre versuchte die Stadt Köln, den Platz an der Venloer Straße, in dem sich zahlreiche durch den Krieg obdachlos gewordene Kölner/innen niedergelassen hatten, zu räumen. Mitte 1956 lebten auf dem Platz 131 Familien mit 533 Personen, darunter 34 Zigeunerfamilien. Im November 1958 wurden die Sinti und Roma gegen ihren Protest auf einen Lagerplatz am Rande der Stadt geführt. Vgl. Fings/Sparing, Zigeunerlager 1991 (Anm. 2), S. 38.

¹⁵ Jenische, teilweise auch „weiße Zigeuner“ genannt, sind Volksgruppen, die wie die Zigeuner im Familienverband als Wanderhandwerker, Schrottsammler, Schausteller reisen und eine eigene Sprache mit Elementen aus Deutsch, Jiddisch, Romanes, Rotwelsch und den jeweiligen lokalen Dialekten sprechen.

¹⁶ Die Wegnahme der Pässe war kein Einzelfall, vgl. Thomas Klebe: Staatsangehörigkeit – unbekannt. Zur Staatsangehörigkeit von Zigeunern, in: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 54 (1974), Nr. 3, S. 61-63.

* Da das Tötungslager Treblinka bereits im Herbst 1943 aufgelöst wurde und Frau N. die Erinnerung an die Deportation mit der kurz bevorstehenden Befreiung durch die Rote Armee verbindet, muss es sich um ein anderes Lager gehandelt haben.